

Molières Schweizer und ihre Sprache

Walter Haas

1. *Déguisé en Suisse*

In vier Komödien Molières treten "des Suisses" auf, deren Sprache auffällig vom klassischen Französisch Jean-Baptiste Poquelins abweicht. Meist haben die "Schweizer" nur wenig zu sagen,¹ eine wichtigere Rolle spielen sie in der *comédie-ballet* "Monsieur de Pourceaugnac" von 1669.²

Mit dem Französischen der "Schweizer" im "Pourceaugnac" möchte ich mich in diesem Versuch zu Ehren Alain Berrendonniers beschäftigen. Die Sprache dürfte ihm nicht ganz unbekannt vorkommen, und sie könnte sogar Ähnlichkeiten mit dem Idiom aufweisen, das in seiner eigenen Familie vor vielen, vielen Generationen gesprochen worden ist.

2. Molière wörtlich genommen

Abweichende Idiome innerhalb eines literarischen Werks haben nicht die Aufgabe, Varietäten getreu zu dokumentieren. Dennoch empfiehlt es sich, Molière zunächst wörtlich zu nehmen und die Sprache seiner "Schweizer" einer linguistischen Analyse zu unterziehen. Als erstes ist festzustellen, dass auch wer nur Französisch kann, Molières "Schweizer" versteht: Sie sprechen Französisch, aber nicht ganz nach den Normen, die in andern Passagen des Werks gelten. Ihren Normverstößen soll unsere Aufmerksamkeit zunächst gelten.

Auf der *grapho-phonemischen Ebene* sind im Text der "Schweizer" die Graphien für die stimmhaften französischen Lenes durch Graphien für die stimmlosen Fortes ersetzt: *Fous, mameselle, fouloir fenir rechouir fous à la Crève? Nous faire foir à fous un petit pendement pien choli.*

 → <p>	<i>ponchour</i> 'bonjour'; <i>pien</i> 'bien'
<d> → <t>	<i>téja</i> 'déjà'; <i>regarter</i> 'regarder'
<g> → <k>	--

¹ In der Verskomödie "L'étourdi" (1655) gibt sich eine Person als Schweizer Wirt aus (5/3.); in "Le bourgeois gentilhomme" (1670) finden sich zwei Schweizer Repliken im Ballet nach dem 5. Akt; in "Les fourberies de Scapin" (1671) fingiert ein Strassenräuber den Schweizer Akzent (3/2.).

² 3. Akt, 3. Szene. Uraufführung im September 1669 in Chambord "pour le divertissement du Roi", Erstausgabe Paris 1670.

<s> → <ss>	<i>maisson</i> 'maison' (L'Étourdi)
<v> → <f>	<i>foir</i> 'voir'; <i>fous</i> 'vous'
<j g> → <ch>	<i>ponchour</i> 'bonjour', <i>chantiment</i> 'gentiment', <i>choli</i> 'joli'

Diese Schreibweise signalisiert offensichtlich das Fehlen der stimmhaften Konsonanten im Französischen der "Schweizer". Die hochdeutschen Mundarten kennen diese Laute in der Tat nicht, was bis heute zu Interferenzen im Französischen ihrer Sprecher führen kann: Die für Sprecher des Französischen sehr auffällige Aussprache von Molières "Schweizern" hatte eine "Stütze in der Erfahrung."

Gleichzeitig unterläuft den "Schweizern" eine Übergeneralisierung. Denn im Oberdeutschen ist die Opposition /b d g/ ≠ /p t k/ nicht aufgehoben, sondern durch einen Gegensatz Lenis vs. Fortis realisiert,³ der allerdings für "französische Ohren" kaum wahrnehmbar und damit im literarischen Kontext von keinem Nutzen war.

Der zweite Block von Normabweichungen betrifft die *Flexionsmorphologie*. Die "Schweizer" lassen für alle Verbformen ziemlich konsequent den Infinitiv eintreten:

1. Sg.	<i>moi couchair</i>	'je couche'
2. Sg.	<i>toi, ne l'avoir point</i>	'tu ne l'as pas'
3. Sg.	<i>li fouloir trois femmes</i>	'il veut trois femmes'
1. Pl.	<i>nous faire foir</i>	'nous faisons voir'
2. Pl.	<i>que faire fous</i>	'que faites vous?'
3. Pl.	<i>[li disent</i>	'ils disent']

Immerhin wissen die "Schweizer" manchmal doch auch zu flektieren:

li faut
l'on fait planter; l'on fait
li sira; l'est; li est; li est bien assez; li est belle; li est là qui l'est drôle;
qui le veut

Flektiert werden also häufige Auxiliar- und Modalverben, einzig die 3. Pl. *li disent* 'ils disent' fällt aus diesem Rahmen. Fraglich bleiben muss, ob der "Schweizer" mit *allair, couchair* "falsche" Infinitive nach dem Muster von *faire* erwischt hat oder ob der Autor eine fremde Aussprache signalisieren wollte.

³ Vgl. zuletzt Fleischer/Schmid (2006). Der Ersatz von <g> → <k> ist zufällig nicht belegt.

Die zusammengesetzten Zeiten sind selten, immerhin gibt es einige Belege, und zwar wiederum von Auxiliärverben:

qui l'a été contané
qui sera pendu
toi, l'afoir menti

Den systemgerechtesten Ausdruck eines "Schweizer" *passé composé* finden wir in *toi, l'afoir menti* mit dem Hilfsverb im Infinitiv.

Auch das *Pronominalsystem* hat seine Besonderheiten.

1. Sg.	<i>moi</i>	<i>couchair pien avec vous</i>	
2. Sg.	<i>toi</i>	<i>l'afoir menti</i>	
3. Sg.	<i>li</i>	<i>est un plaisant drôle</i>	(Obj.) <i>te li foir gambiller</i>
	<i>li</i>	<i>est belle</i>	
	<i>li</i>	<i>faut</i>	
	<i>li</i>	<i>est là un petit téton</i>	'il y a là'
1. Pl.	<i>nous</i>	<i>faire foir</i>	
2. Pl.	<i>fous</i>	<i>fouloir fenir</i>	(Obj.) <i>rechouir vous</i>
3. Pl.	<i>li</i>	<i>li disent</i>	

Als Pronomina dienen die betonten Varianten der Normsprache (*moi*, nicht *je*); auch *li* stammt wohl aus *lui* und muss in den französischen Volkssprachen eine gewisse Verbreitung gehabt haben.⁴ Die Genusopposition der 3. Person wird weder im Sg. noch im Pl. ausgedrückt.

Das Demonstrativum *sti 'ce'* scheint das verkürzte *c't* wiederzugeben. Die Kurzformen gelten heute als "trivial", sollen aber zur Zeit Ludwigs XIV sogar am Hof verwendet worden sein.⁵ Wenn sie von den "Schweizern" fast ausschliesslich gebraucht werden, spricht dies für ein geringeres Prestige.

Der Hiatus zwischen vokalisch auslautendem Pronomen und vokalisch anlautendem Verb kann mit eingeschobenem / überbrückt werden: *toi, l'afoir menti*. Hier kann / nicht als Objektpronomen aufgefasst werden, wohl aber in *toi, ne l'avoir point*. Das Phänomen taucht heute noch in Konstruktionen wie *pizzas à l'emporter* auf. Die Grammatiker haben es vor allem vor *on* diskutiert: "On se sert de *l'on* pour rendre le discours plus coulant & dans les occasions où *on* avec le mot précédent auroit une prononciation trop rude [...]".⁶ Im Munde der "Schweizer" ist / als Hiatus-Tilger aufzufassen, da sie mit den Objektpronomen nicht zurecht kommen: *fous fouloir fenir rechouir fous; Nous faire*

⁴ Bei *li* handelt es sich kaum um eine Fortsetzung des afrz. obliquen Pron. *li*.

⁵ Bourciez (1967), § 556 c.

⁶ Restaut (1745), 85.

foir à fous. Die "Schweizer" sind in ihrem Bemühen, den *discours plus coulant* zu machen, allerdings übers Ziel hinaus geschossen. Sie folgen damit einem gemeinsamen typologischen Zug des Schweizerdeutschen und des Französischen, die Silbe und nicht das Wort zu profilieren.⁷

Lexikalische Besonderheiten fehlen im "Schweizerischen". Einige Wortbilder, die dem modernen Leser auffallen, sind ältere Schreibungen (*loër* 'louer', *Limossin*, *Porcegnac*), andere gehören einer tieferen Stilebene an (*gambiller*, *party* 'pardi', *crève*). Besondere Schreibungen können Besonderheiten der familiären Sprache andeuten (*Monsu* 'monsieur', *Mameselle* 'Mademoiselle'). Diesem unmittelbar verständlichen Wortschatz verleiht nur der häufige Gebrauch falscher Genera einen exotischen Anstrich: *un fenestre; un grand potence; mon foy*.

3. Radebrechen mit System

Gegenüber dem Normfranzösischen ist das "Schweizerische" durch drei Charakteristika gekennzeichnet: (1.) durch wenige *types* phonologischer Interferenzen mit sehr vielen *tokens*; (2.) durch radikale Vereinfachungen der französischen Grammatik (Infinitiv statt flektierte Formen, Genuskategorisierung); (3.) durch "idiosynkratische" Elemente, die keine systematische Rolle spielen, aber zur Auffälligkeit der Sprache beitragen, z.B. *Limossin*.

Dies sind nach Ferguson und DeBose (1977) die typischen Merkmale einer *broken language*. "Radebrechen" tritt besonders in zwei Kontexten auf: Als *interlanguage* der Sprachlernenden, welche die Zielsprache noch nicht erreicht haben, und als *foreigner talk* der Zielsprache-Sprecher, die durch ein vereinfachtes "Register" den Lernenden entgegenzukommen glauben.

Interlanguage und *foreigner talk* werden zunächst *ad hoc* hergestellt, indem (sprachunabhängig?) Vereinfachungstechniken auf Ziel- oder Ausgangssprache angewandt werden. Konkrete Äusserungen beider Typen gleichen sich und zeigen wiederkehrende Merkmale. Auf welchen Typ die Form einer Äusserung zurückgeht, kann deshalb nur über Zusatzinformationen zur Sprachsituation erschlossen werden.⁸ Der literarische Diskurs legt den Schluss nahe, dass bei Molières "Schweizern" unvollkommener Erwerb vorliegt.

Aber es handelt sich nicht um individuelle *ad-hoc-interlanguages*. Dazu sind die Äusserungen der "Schweizer" strukturell zu ähnlich, zu konventionalisiert.

⁷ Nübling (2006), Kap. 2.

⁸ Ferguson/DeBose (1977), 108.

Andere Komödien Molières und Texte anderer Autoren der Zeit⁹ bestätigen die relative Stabilität des "Schweizerischen":

Molière:

L'etourdi: *Fous nouveau dans sti fil, moi foir à la fissage.*

Bourgeois: *Mon foi, moi, le foudrais être hors de dedans.*

Fourberies: *Parti, moi courir comme une Basque, et moi ne pouvre point troufair de tout le jour sti diable de Gironte.*

Jean Loret:

Lettre 35, 1660 *Je voulus, illec, pénétrer,
Mais je n'y pus, jamais, entrer,
Un Suisse, avec sa grande barbe,
D'un ton plus amer que rhubarbe,
Me dit, en termes assez fous,
"Fourque, par-ty, point connais vous."*

Lettre 18, 1664 *Un Suisse m'arrêta tout court,
Humble, je fis le pied derrière,
Mais il me dit à sa manière,
D'un ton qui n'était pas trop doux,
"Oh, Par mon foi, point n'entre fous."*

Gab es um 1670 in Paris eine Schweizer Gemeinde, die eine Art "Pidgin-Französisch" mit schweizerdeutschem Substrat entwickelt hatte?

4. Schweizer in Paris

Natürlich denkt man zuerst an die Schweizer Söldner im Dienste des französischen Königs.¹⁰ Seit 1481 waren die "Cent-Suisses" (Hundertschweizer) ein Teil der königlichen Garde. Sie versahen bald bloss noch Ordnungsdienste in den Privatgemächern des Königs, waren dadurch aber am Hof um so präsenter.¹¹

⁹ Ich verdanke die Zitate aus den Briefen des Protofeuilletonisten Jean Loret (1595-1665) einem Hinweis von Claude Bourqui; sie sind *nach* "L'Etourdi", aber *vor* den andern Molière-Schweizern zu datieren. Weitere Beispiele lassen sich unschwer finden: "Il suffit au fond de chercher pour trouver : je n'aurais jamais pensé que les Suisses soient si présents dans la littérature du Grand Siècle!" (Simone de Reyff, pers. Mitteilung). Eher als auf literarischer Abhängigkeit beruhen die Ähnlichkeiten also auf einer Parodiertradition.

¹⁰ Zu den "sprachlichen Aspekte[n] der militärischen Emigration aus der Schweiz": Furrer (2002, Bd. 1), 493ff.; die Szene aus Pourceaugnac 533f.; die Vermutung, die "Suisses" seien "Portenschweizer" 508, A. 98.

¹¹ Chagniot in Colloque (1988), 149.

Militärisch bedeutungsvoller waren die kämpfenden Schweizer. Ihre Rekrutierung wurde durch einen "Ewigen Bund" geordnet, den Frankreich und die 13 Stände der alten Eidgenossenschaft¹² 1516 in Freiburg abschlossen.¹³ Besonders wichtige Privilegien der Schweizer waren ihre Unterstellung unter die Gerichtsbarkeit der Herkunftskantone, nach der Reformation die Garantie der freien Religionsausübung für protestantische Gardisten. Sprachlich von Bedeutung war § 4, der die Privilegien auch auf eventuelle neue Bundesglieder ausdehnte, sofern sie deutscher Sprache oder aber Untertanen der Eidgenossen waren. Das Deutsche wurde folgerichtig auch zur Befehlssprache der Schweizer Kompanien.¹⁴ Mit der Eroberung der Waadt (1536) nahmen die Französischsprachigen in der Eidgenossenschaft zu, und sie traten immer zahlreicher in französische Dienste; im 18. Jahrhundert könnten sie unter den in Paris stationierten Schweizertruppen sogar die Mehrheit gebildet haben.¹⁵ Dennoch blieb das Deutsche Befehlssprache der Garde, auch nach 1815, als sie unter den letzten Bourbonen für einige Jahre wieder auferstand:¹⁶ Der typische Schweizer Gardist sprach Schweizerdeutsch.¹⁷

Lange Zeit traten die Schweizer Kompanien nur in Erscheinung, wenn sie gebraucht wurden: "Le corps n'a pas d'existence permanente."¹⁸ Nach 1600 verlangte die moderne Kriegsführung stehende Heere. Die erste permanente Schweizer Truppe in französischen Diensten war das 1616 gebildete Garderegiment *dans la maison du Roi*, dessen Angehörige sich für vier Jahre verpflichteten. Auch als weitere Schweizer Regimenter entstanden, die an Mannschaftsstärke die Garde übertrafen, blieb sie mit ihren rund 1000, später über 2000 Mann¹⁹ das Aushängeschild der Truppe: Der typische Schweizer Söldner diente in der königlichen Garde.

Die Gardisten waren bis 1765 privat untergebracht,²⁰ was von ihnen sprachliche Fähigkeiten verlangte und es ihnen auch erlaubte, sie zu erwerben. Die Stationierung der Garde in den gleichen Ortschaften²¹ während zweihundert Jahren führte zwar zu permanenten Verbindungen zur lokalen Bevölkerung, aber die Tendenz zu *in-group*-Beziehungsnetzen war dennoch deutlich: Gardisten heirateten mit Vorliebe Töchter oder Witwen von Kameraden; Söhne von Gardisten traten selber in die Garde ein; den

¹² 13 Orte und Stadt und Abt St.Gallen, Drei Bünde, Landschaft Wallis.

¹³ Eidgenössische Abschiede 3, Abt. 2, Beilagen 1407.

¹⁴ Richard Feller: Schweizer Kriegsgeschichte Bd. 6, 12.

¹⁵ Sevèstre in Colloque (1988), 7.

¹⁶ Charrié in Colloque (1988), 51.

¹⁷ Über die deutsche Befehlssprache nach 1816 s. Furrer (2002, Bd. 1, 493ff.). Gardisten französischer Muttersprache mussten so in Paris Deutsch lernen!

¹⁸ Sevèstre in Colloque (1988), 6.

¹⁹ Sevèstre in Colloque (1988), 7.

²⁰ Zum "régime de cantonnement" vgl. Sevèstre in Colloque (1988), 6.

²¹ U.a. in Rueil, Courbevoie, Saint-Denis; Sevèstre in Colloque (1988), 7.

Schweizern, die nach der Dienstzeit in Frankreich bleiben wollten, half man beim Erwerb einer Stelle, sei es als Mitglied der Hundertschweizer, als Türhüter in Privathäusern und in Pärken der königlichen Domänen²² oder im Gastgewerbe, denn eines der Privilegien der Schweizer war der steuerfreie Handel mit Wein: ²³ "Moi chafoir te bon vin, et te fromage pon," sagt der als "Schweizer" verkleidete Mascarille in "L'etourdi". Der typische pensionierte Schweizer Söldner war Türhüter, Gastwirt oder Winzer.²⁴

An ihren *Quartierorten* bildeten die königliche Garde und ihr Anhang somit eine Art "Kultur-Insel" mit guten Beziehungen zur lokalen Bevölkerung.²⁵

Am *Hof* standen die Gardisten sozial weit unter der Hofgesellschaft, gleichzeitig übten sie als Beschützer des Königs eine häufig unwillkommene Autorität aus, wie aus den zitierten Versen Lorets deutlich hervorgeht; sie und ihre Sprechweise gehörten zum Alltag.

Mit einer weiteren Öffentlichkeit kamen die Gardisten in eher ambivalenten, amtlichen Kontakt durch ihre Wächterdienste und durch den Einsatz zur Aufrechterhaltung der Ordnung in Paris.²⁶

Die Garde wurde in ihrer "Insel" durch eine gemeinsame Kultur zusammengehalten. Es bestanden auch die Voraussetzungen zur Verfestigung einer Tradition der *broken language*: Während bei den Altgedienten die Assimilation voranschritt, fingen ständig neue Rekruten in der Fremdsprache "bei Null" an und hielten sich dabei an das Vorbild der Altgedienten, von denen die meisten aber nach Ablauf ihrer Zeit nach Hause zurückkehrten. Die Welschen mussten Deutsch verstehen lernen und sich an die französische Hochsprache annähern, sie vermehrten die Sprachenvielfalt.

Es ist wahrscheinlich, dass sich im Schosse der Garde eine Art "Pidgin"²⁷ entwickelt hat, eine variantenreiche Varietät, die sich mit der langen Geschichte der Garde entwickelt, verändert und vielleicht sogar stabilisiert hat.

²² Herlédan in Colloque (1988) über die "Suisses de portes" im Park von Meudon.

²³ Chagniot in Colloque (1988), 150.

²⁴ Hier interessieren die Soldaten und Unteroffiziere. Die Offiziere konnten Französisch und bewegten sich in den besseren Pariser Kreisen. Zu den Sozialdaten vgl. Head (1990).

²⁵ Sevestre in Colloque (1988), 10.

²⁶ Butin in Colloque (1988), 181-184.

²⁷ Die Übertragung von Begriffen wie "Pidgin" und "Kreol" auf europäische Verhältnisse ist problematisch. Die soziale Situation der Schweizer Gardisten glich weniger derjenigen der karibischen Sklaven, als denjenigen der *indentured laborers* auf den Plantagen der Südsee. Vgl. Wurm/Mühlhäusler 1985, 42ff.

5. Vom Jargon zum Schweizergarden-Französisch

Während des 16. Jahrhunderts blieben die Kontakte der Schweizer Söldner mit den Einheimischen flüchtig, ein stabiler Jargon konnte nicht entstehen. Das zeigt ein früher Literatur-"Schweizer", der hundertfünfzig Jahre vor Molière die französische Bühne unsicher machte.

Im Mysterienspiel *Vie de Saint Christophe*, das 1527 in Grenoble gegeben wurde,²⁸ kommen vier *tyrants* oder Banditen vor: ein Pikarde, ein Gaskogner, ein "Allemant" und ein Lombarde.²⁹ Sie sind versprengte Kriegersleute, die sich zum Schluss wieder in den Kriegsdienst begeben, und alle verraten ihre Herkunft auch sprachlich.

Die Repliken der Banditen sind französisch. Ihre "Dialekte" werden durch spezielle Lexeme charakterisiert, und der Löwenanteil davon stammt nicht aus regionalen Varietäten, sondern aus der Gaunersprache, die der Autor bei Villon gelernt hat. Die Grammatik ist kaum vereinfacht, ebenso fehlt eine durchgehende phonologische Kennzeichnung der Dialekte. Immerhin verraten sich der Pikarde und der Gaskogner bereits durch sparsam eingesetzte lautliche Schibbolethe, der Lombarde äussert ganze italienische Sätze (samt Konjunktiv!).

Der "Allemant" spricht Französisch mit einigen Brocken, die man als Schweizerdeutsch erkannt zu haben glaubt, z.B. *ya verlis* 'ja wirklich', swzdt. *ja wäärl*.³⁰ Daraus kann geschlossen werden, dass man in Frankreich marodierende Schweizer kannte, die sich durch ihre Sprache von den Einheimischen unterschieden, dass aber diese Abweichungen für die Einheimischen nur durch Unverständlichkeit markiert waren. Während man den Pikarden und Gaskogner durch Schibbolethe aus ihren traditionellen Dialekten charakterisieren konnte, hatte sich noch kein "Schweizer" Französisch stabilisiert, das als Ausgangspunkt für die Bühnensprache eines eidgenössischen Banditen hätte dienen können. 1527 lag in der Zeit der kurzfristigen Söldnerzüge und eines höchstens rudimentären Jargons.

Ganz anders waren die Verhältnisse um 1670, als Molière seine "Schweizer" auftreten liess. Das Garderegiment bestand lange genug, um soziale und sprachliche Traditionen entstehen zu lassen. Andererseits war es den einfachen Gardisten kaum möglich, das korrekte Französische zu erreichen: Deutschsprachige waren noch in der Mehrzahl, Heiraten und

²⁸ Auszüge bei Sainéan (1912), 274-294.

²⁹ Explizit behauptet wird die ethnische Herkunft vom Lombarden und vom Schweizer, der sich allerdings *Allemant* nennt.

³⁰ Vgl. Sainéan (1912), Anmerkungen. Baldinger (1981) schlägt weitere schweizerdeutsche Deutungen vor.

Nachkommenschaften seltener. Alles spricht dafür, dass in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Sprache des typischen Deutschschweizer Gardisten Merkmale zeigte, die ausgeprägt und stabil genug waren, um sich der Nachahmung anzubieten.

6. Vom Schweizergarden-Französisch zur Phantomsprache

Sozial blieb die Garde im 18. Jahrhundert eine Insel. Aber das Französische wurde in ihrem Schoss durch die seit Generationen ansässigen Familien und die Gardisten frankoprovenzalischer Muttersprache stärker. Die Garde wurde nun regelmässig für den Brandschutz und die Aufrechterhaltung der Ordnung in Paris beigezogen,³¹ der einzelne Gardist kam nicht mehr ohne Französischkenntnisse aus. Auch wenn die "Norm" immer wieder durch neue Rekruten getrübt wurde, dürfte sich das Garde-Französische dem Normfranzösischen angenähert haben.

Trotzdem nahm das Französische der Schweizergarde immer katastrophalere Formen an – wenn man einer humoristischen Predigt glauben will, die rund hundertfünfzig Jahre nach Molière erschienen ist. Dieser *Sermon franco-suisse* soll *à la tête d'un régiment le jour du Vendredi-Saint* gesprochen worden sein,³² und sein Anfang lautet:

Téjà pocoub londan, camarâtes, bauvre marti cras bartir; pocoub londan nous afoir mant'gir la fiande, mé tés jours z'éilement Pon-Tié li êdre bli morde; nous chantir choyeux pocoub, et nous tansir caiment contende. Me crande chagrin pocoub, chourdui, camarâtes: Pon-Tié li entre Chéusalem, afé z'apôtres enzemble, monté zir in âne, dont doute lé monde pien rezoi Pon-Tié afé z'apôtres; Pon-Tié tonné zoupé à z'apôtres et dire: *Nous mantchir in kapri afé di pon vin.*

Z'apôtres zoupir afé Pon-Tié enzemble. Quant Chidas li êdre sou, il entrir tehors, faire z'emblant pissé; il allé drouffé les Scriffs et Prisiens, il fère martché bour fendre Pon-Tié et bour brende t'l'archant.

Z'apôtres douchours mantchir; gand boire assé, Pon-Tié tir: *Allons fère ein pedide bromenate à chartin Zoliffe, bour fère dégistion.* Gand au chartin Pon-Tié li êdre pas zou, il brie, mé z'apôtres dous schloff; foilà Chidas qui fientre bour brende Pon-Tié, fait zalut Pon-Tié, paise Pon-Tié sir choué.

³¹ Boutin in Colloque (1988).

³² Der Text, den ich unserem verstorbenen Kollegen Yves Giraud verdanke, erschien ohne Jahr in einer anonymen Sammlung *Sermons facétieux & plaisans* bei Castiaux, Lille. Als Autor gilt der Drucker Simon-François Blocquel (1780-1863), der mit Castiaux populäre Druckgraphik und Literatur produzierte.

Auch dieser "Schweizer" Feldprediger kommt mit der Stimmhaftigkeit der Konsonanten nicht zurecht. Die Verwirrung ist sogar potenziert, indem nun auch Stimmhafte mit Stimmlosen ausgetauscht werden: *drouffé* 'trouver'. Wieder stehen die Verben im (oft falschen) Infinitiv: *Z'apôtres zoupir afé Pon-Tié*. Genera werden weiterhin verwechselt, wie die Adjektive in *crande chagrin* oder *doute lé monde* zeigen. "Schweizerisch" dürften Wörter wie *schloff* und *eine* gemeint sein.

Der Sermon weist aber auch Abweichungen auf, die Molière nicht kannte. Am auffälligsten ist die fast ausnahmslose Entrundung der Vordervokale: *zir* 'sur', *in pé* 'un peu', *z'eilement* 'seulement'. Der unbestimmte Artikel fehlt oft: *bauvre marti cras bartir*, der bestimmte Artikel noch häufiger; öfter wird er gegen die französische Grammatik mit einem Possessivpronomen kombiniert: *ton la sapre; son l'oreille*. Sprechsprachlich ist die Subjektverdoppelung des Typs *Pon-Tié li entre Cherusalem*. Lexeme wie *z'apôtres* 'apôtres', *chartin Zoliffe* 'jardin aux olives' beruhen auf falscher Segmentierung. In *pocoub londan nous afoir mant'gir la fiande* wird *londan* < *lointain* im Sinne von 'autrefois, jadis' verwendet. *avec* kann 'und' bedeuten: *doute lé monde pien rezoi Pon-Tié afé z'apôtres*. *Pon-Tié* 'Bon-Dieu' selber gehört der Volkssprache an, und Wörter für weniger alltägliche Konzepte werden auf kindliche Weise umschrieben: *bedide méson* 'petite maison' für die Schwertscheide.

Diese zweite Gruppe von Merkmalen erinnert an die französisch basierten Kreols der Antillen, die allerdings sehr verzerrt wiedergegeben werden. So ist im Antillanischen der bestimmte Artikel vorhanden, aber an das Substantiv angehängt. Die kreolischen Aspekt- und Tempus-Markierungen werden im Sermon entweder vernachlässigt oder auf "französische" Weise ausgedrückt: *Pon-Tié li édre bli morde* "Bon-Dieu être plus mort", kreolisch *Bondye pa mo anko*; *pocoub londan nous afoir mant'gir la fiande* kreolisch: *anpil lontan nou té manje viann*. Besonders "unkreolisch" ist die häufige Verwendung von *être*, und auch die Lenis-Fortis-Verwirrung ist nicht kreolisch.³³

Die Sprache des *Sermon franco-suisse* ist ein Pasticcio aus einigen Besonderheiten, die vom Französischen der Schweizer in Erinnerung geblieben waren, und einigen "kreolischen" Merkmalen. Als die Sklaven Saint-Domingues am 1. Januar 1804 die Unabhängigkeit der reichsten westindischen Kolonie von Frankreich erklärten, rückte auch ihre Sprache ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit, mindestens bis 1825, als Karl X Haiti formell in die Unabhängigkeit entliess. Damals scheint das Kreolische die Sprache der Schweizer als Protoyp des gebrochenen Französischen abgelöst zu haben.³⁴

³³ Vgl. aus der reichen Literatur: Valdman (1978); Valdman (1981); Bentolila et al. (1976).

³⁴ Erste Zeugnisse des Antillen-Kreolischen Holm (1988), 15f.; (1989), 364.

Im *Sermon franco-suisse* wurden die beiden *baragouins* zum literarischen Kunstprodukt potenziert.

Das Entstehungsjahr des *sermon* ist unbekannt, es fällt aber sicher in die Zeit nach 1815 (als Ludwig XVIII die Schweizergarde wieder einrichtete), und vor die Julirevolution 1830 (die dem Leben von 300 Gardisten und der Truppe selber ein Ende setzte).³⁵

7. Molière ästhetisch genommen

Bis hierher haben wir die Sprache der "Schweizer" in einigen Texten der französischen Literatur als Zeugnisse einer realen Sprache "wörtlich" genommen. Beim *sermon franco-suisse* häuften sich dabei die Indizien für eine Phantomsprache ohne "Stütze in der Erfahrung".

Doch spielen solche Unterschiede in einem literarischen Text eine Rolle?

Literarische Sprache ist gestaltete Sprache. Das beginnt bei der Verschriftung, die immer auf die Reduktion von Varianten hinausläuft, bei "gebrochenen" Sprachen wie dem "Schweizerischen" erst recht.³⁶ Das Französische der Schweizer Garde ist zweifellos variantenreich gewesen, die literarische Version Molières dagegen wirkt stabilisiert.

Literarischer Sprache als gestalteter Sprache geht es nicht um Transkription, sondern um ästhetische Wirkung. Wirkung wird durch alles ermöglicht, was die Rezipienten bemerken. Sprachliches wird bemerkt, wenn es sich von einer "normalen" Sprache abhebt. Die Rezipienten interpretieren Abweichendes auf eine Weise, die zusätzliche Bedeutung ins Werk einbringt. Abweichung ermöglicht Wirkung, aber Abweichung ist nur möglich, wenn das Normale gegeben ist.³⁷ Auch beim literarischen Gebrauch von Dialekten und Akzenten ist der grundlegende Mechanismus die Abweichung von jener Sprache, die zu einer gegebenen Zeit in einem gegebenen soziokulturellen Rahmen "normal" ist.³⁸

³⁵ Charrié in *Colloque* (1988), 51f.

³⁶ "Souvent la création d'une variété stéréotypée du système approximatif employée par les locuteurs de la langue-base à des fins humoristiques ou satiriques peut donner l'illusion de la cristallisation d'une variété relativement stable." Valdman (1978), 9.

³⁷ Fricke (1981).

³⁸ Das Folgende nach Haas (1983).

In Molières höfischem Kontext bewirkt die Abweichung schon als solche einen komischen Kontrast:³⁹ Man lacht über diejenigen, die sich nicht den Regeln der Normalität gemäss ausdrücken können. An sich ist es egal, durch welche sprachlichen Mittel die Abweichungen zustande kommen: Es können Elemente aus einem realen Dialekt sein oder abenteuerliche Mischungen von Idiomen, Verstösse wider die "normale" Grammatik oder den "üblichen" Wortschatz; in einem schriftlichen Text können die Abweichungen sogar bloss orthographisch sein.⁴⁰

In Gesellschaften mit lebendigen Varietäten (Dialekten, Argots...) verbinden sich mit den Varietäten Stereotypen unterschiedlicher Art. Wenn in einer Literaturtradition immer wieder die gleichen Varietäten eingesetzt werden, dann kann man annehmen, dass sich feste Stereotypen zu diesen Varietäten herausgebildet haben. Seit der *Vie de St. Christophe* treten der Langedocien (resp. der Gascogner⁴¹), der Pikarde und der Schweizer als abweichende Sprecher auf: Sie vertreten den provinziellen Volksschlag. Der Gebrauch von Elementen aus ihren Varietäten aktiviert bei den Rezipienten jenes Stereotyp und lässt den sprachlichen Normenverstoss als sinnvoll interpretieren. Bei Molière passen bei den Schweizern darüber hinaus auch ungehobelte Sprache, unanständiger Inhalt und ungebührliches Verhalten zusammen.⁴²

Wenn das Stereotyp genau des Pikarden oder Schweizers aktiviert werden soll, muss die abweichende Sprache der Figur als "pikardisch" oder "schweizerisch" erkennbar sein. Dazu genügen in der Regel einige wenige Schibbolethe – es genügt, wenn der Pikarde in der *Vie de St. Christophe* fragt *qu'esche chy?*⁴³ und die "Pikardin" bei Molière, sie stamme aus *Chin Quentin*.⁴⁴

Molière gibt die Sprache der Südfranzosen "realistischer" wieder als andere Dialekte, und Garavini hat bedauert, dass er nicht mehr vom Reichtum der *langue d'oc* profitiere (1972: 814f.). Aber darum geht es nicht. Oberste Regel ist, dass die einschlägigen Stellen als abweichend erkannt werden

³⁹ In der Komödie überwiegen stilistische Abweichungen nach "unten"; Abweichungen nach "oben" verwendet Molière in den "Précieuses ridicules" (1659).

⁴⁰ Beispiele dieses sog. "eye dialect" bei Molière: *depéschons*, *Camerade*, *contané* (<mn> > <n>). Vgl. Ives (1950).

⁴¹ "Ce terme [Gascon] désigne habituellement, pour les Parisiens à cette date, tout ce qui est méridional." Garavini (1972), 812.

⁴² François Jost "verzeiht" dem Dichter die "cahotante phonétique" der "Schweizer", glaubt aber, sie gegen den Vorwurf der Grausamkeit und Geilheit in Schutz nehmen zu müssen: "Molière peignait là les mœurs de ses spectateurs du parterre bien plus que celles des Suisses qui, habitué à beaucoup de retenue à l'égard des femmes, leur préféreraient franchement la bouteille" (Jost 1956), 112f.

⁴³ Sainéan (1912), 277.

⁴⁴ Es genügt bis heute, wie der Film "Bienvenue chez les Ch'tis" (2008) gezeigt hat.

können. Zweite Regel ist, dass sie dennoch verständlich sein müssen.⁴⁵ Gegen die zweite Regel darf gegebenenfalls verstossen werden: Die Ausführungen der Ärzte im *Pourceaugnac* müssen als französisch erkannt werden, dürfen aber *nicht* verständlich sein, damit das Publikum sie als Geschwafel wahrnehmen kann. Eine fakultative Regel ist, dass die abweichende Sprache für die Zuschauer "irgendwie" lokalisierbar sein sollte.

Die *langue d'oc* war auch in Paris einigermaßen bekannt, und sie verfügte über eine Literatur. Sie konnte deshalb sprachlich vollständiger eingesetzt werden, als andere Varietäten,⁴⁶ dennoch hütete sich Molière vor südlichen Idiotismen. Das kaum geschriebene Pikardische wird auf einige lautliche Schibbolethe reduziert. Was Molière als *flamand* bezeichnet, ist gebrochenes Französisch mit ähnlichen Merkmalen wie der Schweizer Akzent.⁴⁷

Die meisten Personen in "Monsieur de Pourceaugnac" verwenden mehrere Idiome, was die Künstlichkeit der literarischen Sprache auf die Spitze treibt.⁴⁸ Da aber alle Personen in ihren "eigentlichen" Rollen französisch sprechen, werden die Zuschauer ständig daran erinnert, dass die abweichenden Sprachen des "Spiels im Spiel" bloss vorgetäuscht sind. Einzig die beiden "Schweizer" wechseln nicht zwischen den Varietäten,⁴⁹ und es wird nicht behauptet, sie ahmten das Schweizer Französisch nur nach. Selbst wenn dies auf einer Unachtsamkeit des Autors beruhen sollte, so ist der Umstand signifikant: Wenn es am Hofe eine abweichende, trotzdem selbstverständliche Varietät gab, dann war es das Schweizer Französische. Alle erkannten es und verbanden mit ihm die Stereotypen des "ton pas très doux", "plus amer que rhubarbe" (Loret), und alle waren in der Lage, es zu parodieren. Das war auch

⁴⁵ Für Molières Publikum war das Italienische der *Médecins grotesques* nicht völlig fremd. Die ästhetische Abweichung dürfte hier Stereotypen des medizinischen Hochstaplers aktivieren.

⁴⁶ "Au point de vue phonétique et morphologique, le langage de Lucette [= Provenzalisch] est correct, et elle sait bien conjuguer les verbes". Garavini (1972), 812 A. 17.

⁴⁷ Vgl. den Hinweis in Molière 2010, Bd. 2, 1420: "Il suffit en effet de quelques déformations [...] pour caractériser l'accent flamand ou l'accent suisse allemand, du reste assez peu différenciés."

⁴⁸ Kenny (1994) interpretiert "Molière's Tower of Babel" im "Pourceaugnac" als kongruent mit der formalen Mischung, welche die *comédie-ballet* kennzeichnet. – Übersetzungen steigern die babylonische Verwirrung, besonders was die "Schweizer" betrifft. Im deutschen "Pourceaugnac" von Graf Baudissin (1867) sprechen sie ein Kunst-Schweizerdeutsch (aus Hebels Gedichten konstruiert?); Charles H. Wall (1876) lässt sie in seiner englischen Fassung das traditionell karikierte *broken English* deutscher Amerika-Einwanderer produzieren; Hans Weigel (1964) verzichtet "auf die Nuance des Akzents". In der Dialekt-Übersetzung von Karin Benz-Angele (aufgef. 1995) blieb ihnen kaum etwas anderes übrig, als normales Zürichdeutsch. – Zur Übersetzung von Nicht-Standard-Varietäten: Berthele (2000).

⁴⁹ Nach Kenny (1994: 64) spielen fast alle Personen "a character who is playing another character". Seine Behauptung, die "Schweizer" seien "in reality friends of Sbrigani" (1994: 68), wird vom Text nicht gestützt, sie ist Vermutung für die "Realität" des literarischen Diskurses, sie trifft nicht zu für die ausserliterarische "Realität": Dort gibt es keinen Sbrigani.

für die Schauspieler wichtig. Kenny meint, die Texte von Molières *comédie-ballets* seien "blueprints for performance rather than [...] printed literary texts."⁵⁰ Dann wird die mühelose Produzierbarkeit abweichender Varietäten zentral, und sie beruht darauf, dass sowohl die Norm wie die Regeln der Abweichung allbekannt sind. Das war bei der Sprache von Molières "Schweizern" der Fall, es war noch nicht der Fall beim "Schweizer" der *Vie de St.Christophe*, es war nicht mehr der Fall beim Lesetext des *sermon franco-suisse*.

Sbrigani "en marchand flamand" stellt das "flämische" Französische über die gleichen Regeln her, mit der das Schweizer Französische konstruiert wird: Auch hier werden die Lenes durch Fortes ersetzt (was *keine* flämische Interferenz sein kann), die Verben stehen im Infinitiv, und das Demonstrativum lautet *sti: Fous connaît point en sti file un certe montsir Oronte*. Die "Schweizer" Merkmale werden verwendet, weil sie am Hof bekannt waren, der flämische Akzent aber kaum. Zudem ist Sbriganis Flämisch auch im literarischen Diskurs eine Parodie, dies rechtfertigt diskurs-intern eine "inkorrekte Sprache". Für uns bestätigt Sbrigani die Behauptung, dass, ästhetisch gesehen, die Abweichung zählt, nicht ihre Art.

"Une comédie n'est pas un exercice de philologie," meint Garavini.⁵¹ Aber nichts hindert uns daran, die abweichenden Komödien-Varietäten philologisch zu untersuchen. Bei Molière ist das Ergebnis, dass wir seine "Schweizer" insoweit "wörtlich" nehmen dürfen, dass ihr Idiom einer sprachlichen Realität seiner Zeit nicht gar so schlecht entsprochen hat. Dabei darf allerdings die Künstlichkeit dieser wie jeder literarischen Sprache nicht vergessen werden.

8. Literatur

Baldinger, Kurt: "Von *frelore bi Got* über *hourquein* bis *Alistrigot, Ya verlis*."

In: *Vox Romanica* 40 (1981), 179-185.

Bentolila, Alain et al.: *Ti Diksyonnè Kreyòl-Franse*. Port-au-Prince 1976.

Berthele, Raphael: "Translating African-America Vernacular English into German." In: *Journal of Sociolinguistics* 4 (2000), 588-613.

Bourciez, Édouard: *Éléments de linguistique romane*. Paris 1967⁵.

Colloque 1988 = *Les gardes suisses et leurs familles au XVIIe et XVIIIe siècles en région parisienne*. Rueil-Malmaison 1989.

Feller, Richard: "Bündnisse und Söldnerdienst 1515-1798". In: *Schweizer Kriegsgeschichte*, Heft 6, Bern 1916, 3-60.

⁵⁰ Kenny (1994), 59.

⁵¹ Garavini (1972), 812.

- Ferguson, Charles A.; DeBose, Charles E.: "Simplified Registers, Broken Language, and Pidginization." In: *Pidgin and Creole Linguistics*. Hg. v. Albert Valdman. Bloomington, London 1977, 99-125.
- Fleischer, Jürg; Schmid, Stephan: "Zurich German." In: *Journal of the International Phonetic Association* 36 (2006), 243-253.
- Furrer, Norbert: *Die vierzigsprachige Schweiz*. Sprachkontakte und Mehrsprachigkeit in der vorindustriellen Gesellschaft (15.-19. Jahrhundert). 2 Bde. Zürich 2002.
- Garavini, Fausta: "La fantaisie verbale et le mimétisme dialectal dans le théâtre de Molière. A propos de 'Monsieur de Pourceaugnac'". In: *Revue d'histoire littéraire de la France* 72 (1972), 806-820.
- Haas, Walter: "Dialekt als Sprache literarischer Werke." In: *Dialektologie. Ein Handbuch*. Hg. v. Werner Besch et al.: 2. Halbbd. Berlin 1983, 1637-1651.
- Head, Anne-Lise: "Intégration ou exclusion: le dilemme des soldats suisses au service de France." In: *La Suisse dans l'économie mondiale*. Genève 1990, 37-55.
- Herlédan, Marie-Thérèse: "Le Suisse est mort, vive le Suisse, ou la grande famille des Gardes-Suisses du Domaine de Meudon." In: *Colloque 1983*, 139-148.
- Holm, John: *Pidgins and Creoles*. 2 vols. Cambridge 1988/89.
- Ives, Sumner: "A Theory of Literary Dialect." In: *A Various Language*. Hg. v. Juanita Williamson, Virginia M. Burke. New York 1971, 145-177.
- Jost, François: *La Suisse dans les lettres françaises au cours des âges*. Fribourg 1956.
- Kenny, Robert: "Molière's Tower of Babel: Monsieur de Pourceaugnac and the confusion of tongues." In: *Proceedings of the Nottingham Molière Conference 1993*. Hg. von Stephen Bamfort. Nottingham 1994, 59-70.
- Molière: *Œuvres complètes*. Édition dirigée par Georges Forestier, avec Claude Bourqui. 2 vol. Paris 2010.
- Nübling, Damaris: *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen*. Tübingen 2006.
- Restaut, [Pierre]: *Principes généraux et raisonnés de la grammaire française*. Paris 1745⁵.
- Sainéan, L[azare]: *Les sources de l'argot ancien*. vol. 1. Paris: 1912.
- Valdman, Albert et al.: *Haitian Creole-English-French Dictionary*. Bloomington 1981.
- Valdman, Albert: *Le Créole: Structure, statut et origine*. Paris 1978.
- Wurm, S[tephen] A.; Mühlhäusler P[eter]: *Handbook of Tok Pisin*. Canberra 1985.

[Gilles Corminboeuf, Marie-José Béguelin (éds.): *Du système linguistique aux actions langagières*. Mélanges en l'honneur d'Alain Berrendonner. Bruxelles: De Boeck Duculot 2011. p. 549-563]